

Wie lernt Kirche Partizipation – und von wem?

Kirchenentwicklung als Ausdruck von Gesellschaftsentwicklung

HINFÜHRUNG

Man kann sagen, was man will: Die christlichen Kirchen besitzen ein eindrucksvolles Mobilisierungspotenzial, wenn es um Bildungskampagnen geht. Wo ein Thema erkannt wird, kann ein tief verzweigtes kapillares System genutzt werden, um es zu verbreiten. Dies liegt sicher zum einen darin, dass Bildung und Forcierung von Bildung in der DNA des Christseins zu liegen scheinen: Christliche Missionare bauen nach dem Bohren der Brunnen als erstes die Schule und motivieren das Dorf zur Alphabetisierung. Zum anderen und damit eng verbunden verfügen die christlichen Kirchen hierzulande über eine hervorragend ausgestattete Infrastruktur eigener Bildungsakteure: von Schulen und Hochschulen über Akademien, regionalen Bildungswerken, Landvolkshochschulen, Bildungsverbänden bis hin zu eigenen bildungspolitischen Initiativen.

Beides: dieser geradezu genotypische Zug zur Forcierung der Weltwahrnehmung und -gestaltung und die dazugehörige Durchsetzungskraft zum Bau potenzieller Infrastrukturen sorgen für eine Art robustes Bildungsethos, das den Alltag von Christinnen und Christen prägt und formatiert. Auch wenn man es kaum merkt und es daher so stark zu betonen ist¹: Aber man kann sicher sagen, dass mit einem Abschmelzen christlicher Identifikation auch der Wasserstandspegel des allgemeinen Bildungsniveaus um etliche Grade absinken würde. In einem überproportionalen Maß zieht es christlich motivierte Menschen in pädagogische Berufe, in die Potenzialförderung Benachteiligter, in die eigene Weiterbildung, in Gruppenleitungen, Klassenpflgschaften und Fördervereine oder schlicht in das millionenfache und teilweise aufopferungsvolle Engagement, den eigenen Angehörigen eine gute Bildung zu ermöglichen. Dieses christliche Bildungsethos ist eine kaum zu überschätzende Ressource nicht nur für die eigene Kirchenentwicklung, sondern auch für die ganze Zivilgesellschaft. Manchmal blitzt dieser Zusammenhang aus einer enormen Kampagnenfähigkeit im Inneren und einem damit einhergehenden zivilgesellschaftlichen Beitrag sehr deutlich auf. Vielen Älteren ist sicher noch in Erinnerung, wie die „Sozialen Seminare“ der 1950er Jahre

¹ Und genau dass man es so wenig bemerken kann, ist ein Defizit, das zumindest dem Katholischen anzuhaften scheint. Es wäre kirchengeschichtlich zu untersuchen, wie stark die Inferioritätsposition der Katholiken im Kaiserreich bis heute eine Milieuprägung verursacht, die ihre Führungseliten zögern lässt, die gegebenen Instrumente und Strategien der Öffentlichkeitsarbeit entschlossen zur Kommunikation der eigenen Bedeutung zu nutzen.

in bestimmten (Erz-)Bistümern ein populäres und in einigen Regionen flächen-deckendes Angebot der politischen Bildung bereitgestellt hat.² Ein junges Beispiel ist die eigene Mobilisierung nach dem erschütternden Skandal rund um den kirchlichen Missbrauch an Schutzbefohlenen: In kürzester Zeit konnte ein hochgradig vernetztes und effektives System von verpflichtenden Weiterbildungen rund um das Thema „Prävention von sexualisierter Gewalt“ etabliert werden.³

Nicht ganz vergleichbar, da nicht zentral organisiert, trotzdem aber in diesem Zusammenhang benennbar, sind die weitreichenden Lernprozesse, die engagierte Katholikinnen und Katholiken im Zusammenhang mit den diözesanen Struktur-reformen derzeit durchlaufen. Man liegt nicht ganz falsch, wenn man diese als eine Art „Crash-Kurs“ in Sachen Dogmatik, Kirchenrecht und Liturgiewissen-schaft ansieht. Es wäre reizvoll, eine Langzeit-Untersuchung anzustellen, die aus-misst, in welchem Maße das einschlägige Wissen rund um das Thema „Kirchen-entwicklung“ bei vielen Gläubigen in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren ange-stiegen ist. Notgedrungen hatte man sich als gemeindenaher Katholik mit Fragen zu beschäftigen wie: Was ist der Unterschied zwischen einer Gemeinde und einer Pfarrei? Dürfen Laien einer Bestattungsfeier vorstehen? Was ist eigentlich der genaue Unterschied zwischen einer ‚normalen‘ Kirche und einem profanierten Kirchenbau? Muss ein Priester im Zentrum der Pfarrei wohnen – und wie be-stimmt man so ein Zentrum bei der Fusion von sieben ehemaligen Pfarreien zu einer einzigen? Darf ein Kirchenvorstand bei Vermögensfragen den Pfarrer über-stimmen? Was ist eigentlich der Unterschied zwischen einem Kaplan, einem Pas-tor und einem leitenden Pfarrer? Dürfen katholische Kindertagesstätten mehr muslimische Kinder aufnehmen als nicht-muslimische? usw.

Auch wenn es viele nervt – denn Bildung ist meistens anstrengend: So wie man sich heute in den neuen Möglichkeiten von Fernsehen (digital oder analog? Zeitversetzt oder live? Schlüssel oder Kabel? Mit Internetanschluss oder ohne?), von Altersabsicherung (privat oder Betrieb? Zusatzversorgung oder nicht? Kapi-talgedeckte Lebensversicherung oder nur Risiko?) oder von Europäischer Identi-tät (mit Großbritannien oder nicht? Grexit oder die nächste Tranche? Politische oder wirtschaftliche Union? Europa der zwei oder der vielen Geschwindigkei-ten?) weiterbilden muss, so ist das auch beim Katholisch-Sein: Wie geht Christ-sein, wenn kein Hauptamtlicher mehr da ist? Was darf man als Laie? Wer sollte wen wozu beauftragen und warum eigentlich? Geht es um Mitgliederwachstum

² Vgl. HERBERS, Detlef: Soziales Seminar: Politische Bildung im Wandel, in: Peter SCHALLENBERG (Hg.): „Als wögen Tränen unsere Arbeit auf“ – Menschliche Arbeit im gesellschaftlichen Wandel. 50 Jahre Sozialinstitut Kommende Dortmund, Münster u. a. 1999, S. 87-95 (dort auch weitere Bei-träge zum Thema katholisch verantworteter sozialpolitischer Bildung).

³ Vgl. nur die einschlägige Website der Deutschen Bischofskonferenz www.praevention-kirche.de [Zugriff: Juni 2016]; ausführliche Informationen in Mary HALLAY-WITTE/Bettina JANSEN (Hg.): Schweigebruch. Vom sexuellen Missbrauch zur institutionellen Prävention, Freiburg/Br. u. a. 2015.

oder um etwas Anderes? Ist Kirche tot, wenn sich im Pfarrheim keine Gruppen mehr treffen? usw. Erkennbar laufen diese Fragestellungen in einer Neuordnung von Rollen zusammen. Die strukturelle Neuordnung kirchlichen Lebens in den meisten der deutschen Diözesen hat nicht nur territoriale Seelsorgeräume geweitet, sondern auch ekklesiale. Es sind – sowohl im Hauptamt wie bei den Gemeinden – Gestaltungsräume entstanden, auf die man eher wenig vorbereitet ist, die Zeit für Aneignung und Interpretation benötigen und die derzeit für intensives experimentelles Agieren sorgen.

Diese Umbrüche im Kleinen wie im Großen von „Kirche“ zeigen deutlich, dass sie nicht abgekoppelt von den großen Trends allgemeiner gesellschaftlicher Gestaltung verstanden werden können. Gerade das Aufbrechen neuer Optionen im Zusammenspiel mit dem Zerbruch gewohnter Routinen kann sich ja nur aus Ressourcen bedienen, die ohnehin verfügbar sind und deren Gebrauch anerkannt und bewährt scheint. Für die aktuelle Kirchenentwicklung ist dieser Befund aber in einem bestimmten Sinn hochgradig prekär. Denn schaut man genauer hin, was da eigentlich gerade katholisch in neuer Weise gelernt wird, dann ist das: Partizipation. Und wenn es etwas gibt, was katholisch eben gerade nicht einfach so aus gesellschaftlichen Plausibilitäten übernommen werden kann, dann ist das: Partizipation. Steiler formuliert: Katholische Christinnen und Christen werden gegenwärtig in ihren religiösen Routinen faktisch stark verunsichert. Es sind teilweise jahrzehntelange und biografisch stabilisierende Praxen, die man zu beenden hat; und es sind teilweise jahrzehntelange normative Orientierungen, deren Geltung nunmehr in Frage stehen. Dies ist niemandes Schuld, sondern ein evolutiver Prozess. Da diese Verunsicherung aber fundamental ist, wird sie zu einer Frage nach Autorität, Leitung und Richtlinienkompetenz. Genau die Dimension von Autorität aber ist der sensible Punkt, von dem her sich moderne Vergesellschaftung bildet. Werden nun die bisher akzeptierten internen Normen fraglich, greifen Katholikinnen und Katholiken zu den Standards, die ihnen auch sonst als Bürgerinnen und Bürger in andern Kultursachbereichen bekannt und gewohnt sind. Die Errungenschaften bürgergesellschaftlicher Partizipation werden also immer selbstverständlicher an das Verständnis von Autorität innerhalb der Kirchenorganisation herangetragen. Und dies führt zu enormen Irritationen, Ansprüchen, Enttäuschungen und kreativen Reaktionen.⁴

Ganz dem Thema des Buches entsprechend fragt daher dieser Beitrag: Von wem lernt die Bildungsriesin Kirche da selbst etwas? Von wem lernt Kirche Partizipation? Wie versteht die Bürgergesellschaft Partizipation, und wie kann ein bürgergesellschaftliches Verständnis von Partizipation in kirchlicher Kultur gedeihen?

⁴ Vgl. zum ganzen Themenkomplex rund um Autorität, Krise und Glaubwürdigkeit KNAPP, Markus/SÖDING, Thomas (Hg.): Glaube in Gemeinschaft. Autorität und Rezeption in der Kirche, Freiburg/Br. u. a. 2014.

Was müsste man kirchlicherseits verändern, will man allgemein kulturell verstehbar bleiben? Und wo gibt es kircheneigene Optionen für das Lernen von Partizipation, die man im Sinne kollegialen wechselseitigen Lernens an „die Gesellschaft“ zurücksendet? Drei Denkschritte sind zu absolvieren: Der erste Abschnitt „Externer Horizont“ entwickelt ein Schema von fünf Gehalten des bürgergesellschaftlichen Partizipationsbegriffs. Der dritte Abschnitt wendet dieses Schema auf die Frage an, wie katholische Kirchenorganisation ihm in ihren partizipativen Praxen mehr entsprechen könnte. Dazwischen liegt eine kriteriologische Passage mit der Überschrift „Interner Horizont“: Es wird skizziert, was in bestimmten Diözesen bereits an Aufbrüchen hinsichtlich mehr Partizipation erfolgt und wie die einschlägige Programmatik sich aufstellt. Außerdem wird kurz jener dogmatische Punkt identifiziert, der es verbietet, die bürgergesellschaftlichen Standards von Partizipation monodimensional auf Kirche zu übertragen.⁵

1. DER EXTERNE HORIZONT: PARTIZIPATION ALS NORMATIVER HORIZONT FÜR GESELLSCHAFTSENTWICKLUNG

Um die durchgreifende Bedeutung von Partizipation für die Moderne aufzuzeigen, bräuchte es natürlich mehr als ein simples Aufrufen bestimmter philosophischer oder politologischer Zeugen. Sicher ist man gut beraten, an das Fanal der Aufklärung zu erinnern, das einen wichtigen Anfangspunkt partizipativen Zusammenlebens bildet und das mit Immanuel Kants frühem Postulat gut markiert wird: „Sapere aude – Habe Mut, Dich Deines eigenen Verstandes zu bedienen!“ Kant fordert bekanntlich den „Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit“ und definiert jene „Unmündigkeit“ als das „Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen“⁶. Als Autorität ist daher programmatisch nur ausweisbar, wer aus freiem Willen und in aller Vorläufigkeit einer am Ende eigenen – autonomen – Urteilsbildung angefragt werden kann. Von Kant und der nachfolgenden Entwicklung ausgehend wird Partizipation – mitsamt seinen Synonymen wie Beteiligung, Teilhabe, Inklusion, Mitentscheidung usw. – als der gesellschaftliche Normhorizont überhaupt identifiziert.

⁵ Kurz ein Hinweis auf die Nomenklatur: Die Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgergesellschaftlichen Engagements“ des Deutschen Bundestages hat in ihrem Abschlussbericht „Bürgerschaftliches Engagement: auf dem Weg in eine zukunftsfähige Bürgergesellschaft“ (= BT-Drucksache 14/8900; Opladen 2002) eine konzise Begriffsanalyse mit ideengeschichtlicher Rücksicht vorgelegt (S. 73-98). Der folgende Beitrag schließt sich der hier vorgelegten Argumentation an, mit den Begriffen „Bürgerschaft“ und „bürgerschaftliches Engagement“ zu arbeiten.

⁶ KANT, Immanuel: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?, in: DERS.: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie und Pädagogik 1, Werkausgabe Bd. XI (Weischedel), Frankfurt/M. 1977, S. 51-61, hier S. 53 (= A 481).

Dies gilt material wie formal. In Erfahrungen, Prozessen und Resultaten von Partizipation ereignet sich die Passung individueller und kollektiver Willensbildungen, an der vorbei Modernität als Design von Zusammenleben nicht entwickelbar erscheint. Dies kann, wenn auch nur kurz und an ausgewählten Theorieetappen, fünffach gezeigt werden: Partizipation ist Grund der kollektiv weitestgehend anerkannten Vorstellungen vom gemeinsamen Leben, gerechten Leben, guten Leben, erfüllten und kreativen Leben.

1.1. PARTIZIPATION ALS GRUND DER VORSTELLUNGEN VOM *GEMEINSAMEN* LEBEN: VOLKER GERHARDT

In seiner umfassenden Schrift „Partizipation. Das Prinzip der Politik“⁷ geht der Berliner Philosoph Volker Gerhardt von der bekannten aristotelischen Definition des Bürgers aus, nämlich Anteil an der wechselseitig hergestellten und kontrollierten Verfassung eines Ganzen zu sein. Dies bedeutet, so Gerhardt, dass an der Basis jedweder gesellschaftlicher Ordnungsbildung eine bestimmte Grunderfahrung des Individuums steht und auch stehen muss: nämlich aus sich selbst zu handeln und sich Wollen, Tun und Wirken auch in einem kollektiven Zusammenhang selbst erkennbar zuschreiben zu können. In der politischen Sphäre hat das Individuum Anteil an einem Selbst, das immer nur fragmentarisch und daher notwendig nur re-präsentativ zugänglich ist. Genau diese erkennbare Re-Präsentation ist dann aber auch Legitimationsgrund jedweder Autorität. Politische Organisation (im weitesten Sinn von koordinierter Willensbildung) ist immer rückgebunden an die Übertragung in die Logik individuellen Selbstgebrauchs.

Folgt man Gerhardt – der hier erkennbar liberal argumentiert – dann erodiert Autorität in dem Maße, wie zum einen die symbolische Re-Präsentation unerkennbar oder unattraktiv wird und zum anderen das Kollektiv zunehmend als Hindernis der individuellen Optionsstrategien auftritt. Partizipation ist also das Bestreben der Einzelnen, die eigene Selbstwirksamkeit in sozialen Zusammenhängen zu sichern oder gar zu steigern.

1.2. PARTIZIPATION ALS GRUND DER VORSTELLUNGEN VOM *GERECHTEN* LEBEN: AMARTYA SEN

Ein hochanerkanntes Konzept gerechten Lebens und gerechter Chancenverteilung stammt vom indischen Wirtschaftswissenschaftler und Nobelpreisträger (1998) Amartya Sen (* 1933). Er entwickelte das Konzept der „Capabilities“.

⁷ GERHARDT, Volker: Partizipation. Das Prinzip der Politik, München 2007; vgl. v. a. die Exposition in Kapitel 1 (S. 20-57) sowie die knappe Zusammenfassung (S. 472-478).

Dieses Konzept ist seit mehreren Jahren auch Grundlage der Armut- und Reichtumsberichterstattung der Bundesregierung sowie verschiedener UN-Berichte zur Entwicklungspolitik. Sen unterscheidet in einem einfachen Modell „Individuelle Potenziale“ auf der Subjektseite und „Instrumentelle Freiheiten“ bzw. „Teilhabechancen“ auf der Seite der Gesellschaft. Die „individuellen Potenziale“ sind ‚materielle‘ und ‚nicht-materielle‘ Ressourcen des Einzelnen, also etwa Güterausstattungen, Gesundheit oder Bildung. Die verschiedenen Chancen-Bereiche nehmen die Bedingungen in den Blick, die ein Subjekt benötigt, um gesellschaftliche Teilhabe zu realisieren. Gemeint sind etwa: Zugang zu Gesundheit, zu Bildung, zur Sicherheit vor Gewalt und Bedrohung; Zugang zum Markt und zur Realisierung unternehmerischer Ideen; Zugang zu politischer Mitbestimmung, zu Parteienbildung, zu glaubhafter Information usw. Zwischen beide sind „Transparenzgarantien“ geschaltet: Nicht nur das bloße Vorhandensein von „gesellschaftlich bedingten Chancen“ ist nach Sen zu fordern, sondern auch die grundsätzliche Möglichkeit der Wahrnehmung der Zugänge. Damit ist gemeint: die Verstehbarkeit der gegebenen Informationen; die Durchsichtigkeit des Wahlsystems; die Kenntnis über offene Stellen am Arbeitsmarkt; die Unkompliziertheit der Zugänge zu Gesundheits- und Bildungsinstitutionen; die Überschaubarkeit von Antragsformularen usw. Außerdem muss die Garantie von Ressourcen und Chancen von Dauer sein und von den zuständigen Autoritäten glaubwürdig signalisiert werden. „Das Konzept versteht unter Verwirklichungschancen die Möglichkeiten oder umfassenden Fähigkeiten („capabilities“) von Menschen, ein Leben führen zu können, für das sie sich mit guten Gründen entscheiden konnten und das die Grundlagen der Selbstachtung nicht in Frage stellt. [...] Armut stellt [...] generell einen Mangel an Verwirklichungschancen dar. Armut im Sinne sozialer Ausgrenzung und nicht mehr gewährleisteter Teilhabe liegt dann vor, wenn die gesellschaftlich bedingten Chancen und Handlungsspielräume von Personen in gravierender Weise eingeschränkt und gleichberechtigte Teilhabechancen an den Aktivitäten und Lebensbedingungen der Gesellschaft ausgeschlossen sind.“⁸ Mit anderen Worten: Partizipation bzw. Inklusion ist ein bedeutender, vielleicht sogar *der* Gradmesser für Gerechtigkeit.

1.3. PARTIZIPATION ALS GRUND DER VORSTELLUNGEN VOM *GUTEN* LEBEN: THEORIE DER NARRATIVEN IDENTITÄT

Es ist ein soziologischer Gemeinplatz, dass freiheitlich verfasste Gesellschaften einen neuen Typus von Identität und von Identitätsbildung hervorgebracht haben:

⁸ BUNDESREGIERUNG (Hg.): Lebenslagen in Deutschland. Der 3. Armut- und Reichtumsbericht der Bundesregierung, Köln 2008, S. 286. (http://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen/DinA4/forschungsprojekt-a333-dritter-armuts-undreichtumsbericht.pdf?jsessionid=A9184C267F147E1EDDB79A9A7E98535B?__blob=publicationFile&v=2 [Zugriff: 30.6.2016]).

die narrative Identität.⁹ Die Erklärung dieses Typus fußt auf einer reifen Theorie von Individualisierung und Subjektivierung, die nichts mit Vermutungen von Vereinsamung oder Anonymisierung zu tun haben, sondern schlicht als Steuerungsform modernen Zusammenlebens unter den Bedingungen hoher Optionenvielfalt und komplexer Gesamtkoordination gefasst wird.¹⁰ In einer solchen Konstellation bedeutet freiheitliche Selbstbestimmung zweierlei: dass die Konsequenzen freiheitlicher Willensentscheidungen auf das Konto des Subjekts gebucht werden und als realisierte Selbstwirksamkeit gelten. Das, was mit einem Subjekt geschieht, muss also vom ihm selbst erklärt, abgewehrt, ergänzt, kurz: auf einer eigenen Folie präsentiert werden. Das Subjekt wird zur Arena öffentlicher Verständigung; und sofern es Andere nutzen will, muss es sich in einer Weise erklären, die von denen verstanden werden kann, die es betreffen soll. Diese Steuerung birgt enorme Zumutungen, aber ebenfalls erkennbar enorme Freiheitsgewinne. Als Subjekt muss ich idealerweise keinem kollektiven *script* gehorchen (wie etwa in einer Stände- oder Klassengesellschaft), sondern habe die Möglichkeit, ein „eigenes Leben“ (Ulrich Beck) in einer eigenen *story* zu veröffentlichen. So entsteht eine Biografie als einer sozial präsentierten narrativen Identität. Gutes Leben ist eigenes Leben als sozial akzeptiertes Leben. Subjekte präsentieren sich anderen Subjekten als Zurechnungsfläche wie als Willensgrund einer Geschichte. Identität gehorcht den Logiken einer Erzählung, und Leben wird über literarische Instrumente zugänglich. Es gibt den Zwang zur Kohärenz, zur Übersicht, zur grundlegenden Mission, zum Nicht-Widerspruch, zur Schließung usw.

Was hier wichtig ist: Narrative Identität als Idee gelingenden Lebens beruht erkennbar auf der Notwendigkeit einer partizipativen Kultur. Biografien lassen sich nur schreiben und präsentieren, wenn sie Material erhalten und sich an gegebenem Material abarbeiten können. Partizipation bedeutet hier die Möglichkeit, sich an gemeinsamer Kultur je neu zu erleben, zu unterscheiden, zu verstehen und zu zeigen.

1.4. PARTIZIPATION ALS GRUND DER VORSTELLUNGEN VOM *ERFÜLLTEN* LEBEN: DER FREIWILLIGEN-SURVEY

Reiches empirisches Material bezeugt, dass ein großer Teil der deutschen (und europäischen) Bevölkerung erfülltes Leben als engagiertes Leben versteht. Sich

⁹ Vgl. nur grundlegend KRAUS, Wolfgang: Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne, Pfaffenweiler 1996.

¹⁰ Vgl. KRECH, Volkhard: Artikel „Individualität / Individualisierung“ in: Harald BAER u. a. (Hg.): Lexikon neureligiöser Gruppen, Szenen und Weltanschauungen. Orientierungen im religiösen Pluralismus, Freiburg/Br. u. a. 2005, S. 585-592.

zu beteiligen, einzusetzen, zur Verfügung zu stellen, Verantwortung zu übernehmen, ist für einen hohen Prozentsatz selbstverständlicher Teil ihrer Biografieprojekte. Dies zeigt sich etwa in Phänomenen wie einer allgemein hohen Engagementbereitschaft, informeller Solidarität (Familie, Nachbarschaft), einem durchgreifenden Werte-Pragmatismus mit steigender Tendenz zu den „alten“ Pflichtwerten, hoher Spendenbereitschaft oder wachsenden Bedarfsanzeigen nach medialer und/oder politischer Teilhabe.

Ein Beispiel aus vielen: Die aktuellste Shell-Studie berichtet von den heute 14 bis 25 Jährigen, dass es ihnen in steigendem Maße wichtig ist, sich politisch zu engagieren (2002: 22%; 2015: 32%), gesellschaftlichen Randgruppen zu helfen (2002: 55%; 2015: 62%) oder Verantwortung zu übernehmen (2002: 65%; 2015: 70%).¹¹ Ähnliche Zahlen liefert der alle fünf Jahre im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend erneuerte Freiwilligen-Survey (zuletzt 2014).¹²

1.5. PARTIZIPATION ALS GRUND DER VORSTELLUNGEN VOM *KREATIVEN* LEBEN: INTERAKTIVE WERTSCHÖPFUNG

Eine wichtige Beobachtung zum Partizipations-Diskurs fehlt, wenn man ihn isoliert auf die Karikatur, dass anspruchsvolle Individuen mit ambitionierten Biografieprojekten von der Gesellschaft Beteiligungsformen fordern und trotzig auf ihren Partizipationsrechten beharren. Auch wenn sicher nie vergessen werden sollte, dass Partizipationsansprüche Aushandlungen von Machtpositionen sind und teilweise in schwersten historischen Konflikten zu erringen waren, so entgeht dieser Trotz-Perspektive doch das energetische Potenzial von partizipativen Kulturprozessen. Partizipation ist nicht nur das Einklagen von Rechten, sondern auch das Schaffen neuer Optionen und Chancen.

Mit anderen Worten. Wer partizipative Dynamiken unterdrückt, hat auch Nachteile in Sachen Ideenproduktion und Kreativität. Das Lösungswissen der Vielen kommt dann nicht zusammen und wird nicht konstruktiv ausgerichtet. Die Unzufriedenheit bestimmter Gruppen wird nur ausgehalten, nicht aber in produktive Energie umgewandelt. Und die Synergien, in denen sich quantitative Effekte in qualitative Qualitätssprünge verwandeln können, werden nicht genutzt.

Partizipation bedeutet eben nicht nur „Mitmachen“, sondern auch Ko-Kreation. Unvermutet kommen spannende Erfahrungen und präzise Einsichten hierzu nicht nur aus der Politikforschung, sondern auch aus der Betriebswirtschaftslehre. Unter dem Titel der „Interaktiven Wertschöpfung“ arbeitet zum Beispiel ein Diskurs, in dem Wirtschaftsunternehmen untersucht werden, die innovative Produkte auf einen Markt gebracht haben. Systemisch kann gezeigt werden, wie innovative

¹¹ Vgl. SHELL-DEUTSCHLAND (Hg.): 17. Shell-Jugendstudie. Jugend 2015, Berlin 2015.

¹² Vgl. <https://www.dza.de/forschung/fws.html> [Zugriff: 30.06.2016].

Firmen ko-kreativ agieren: wie sie unzufriedene Kunden (*‘lead user‘*) als Inspirationsquelle nutzen; wie sie Ideenwettbewerbe ausrichten (*‘broadcasting research‘*); wie sie Kunden in die Produktherstellung aktiv einbeziehen (*‘mass customization‘*); oder wie sie neue Produkte durch neue Prozesse generieren (*‘innovation engineering‘*). Der Kunde wird im Rahmen „Interaktiver Wertschöpfung“ nicht nur zum aktiven Faktor des Fertigungs-, sondern des Erfindungsprozesses eines ganzen Produktes.¹³ Auch dies ist Partizipation, selbst wenn die ökonomische Sprache so technokratisch daherkommt. Es ist erstaunlich zu lesen, welch hohe Investitionsbereitschaft bei Bürgerinnen und Bürgern vorhanden ist, wenn es darum geht, bei der Herstellung neuer Produkte zu helfen: zu tüfteln, zu beraten, zu testen, zu kommunizieren, zu werben. Interaktiv Werte zu schaffen ist ebenfalls ein Synonym für Partizipation.

Somit können fünf Dimensionen des Partizipationsdiskurses gewonnen werden: Individuen wollen sehen, dass Autorität und Leitung ihre Selbstwirksamkeit sichert, vermehrt und symbolisiert; sie wollen gleichberechtigt in die gesellschaftlichen Teilhabechancen inkludiert werden; sie wollen eine Kultur als Zeichenvorrat für ihre je eigenen unverwechselbaren narrativen Erzählungen nutzen; sie wollen sich zum Wohl Anderer engagieren; und sie wollen Neues schaffen.

Die nächsten Schritte werden zeigen: Kirchenentwicklung kann und sollte an keinem dieser fünf Gehalte vorbei agieren. Hierzu sind Umsteuerungen notwendig. Diese werden unter der Nummer drei skizziert. Vorher aber ist zu sondieren, auf welche Disposition die bürgergesellschaftliche Vision größtmöglicher Partizipation trifft. Hier zeigt sich ein differenziertes Bild: eine katholische Kirche zwischen Partizipationsoffenheit und dogmatischen Irritationen.

2. DER INTERNE HORIZONT: KATHOLISCHE KIRCHE ZWISCHEN PARTIZIPATIONSOFFENHEIT UND DOGMATISCHEN IRRITATIONEN

2.1. PARTIZIPATIONSOFFENHEIT DER PRAXIS

Ein schon flüchtiger Blick in Diözesen und Diskurse reicht, um zu sehen: Die Pastoral hört den Ruf nach partizipativer Kirchenentwicklung. Vieles wird um-

¹³ Vgl. original: REICHWALD, Ralf/PILLER, Frank: Interaktive Wertschöpfung. Open innovation, Individualisierung und neue Formen der Arbeitsteilung, Wiesbaden ²2009; sekundär als pastoraltheologischen Transfer vgl. SELLMANN, Matthias: Kirche als Ergebnis interaktiver Wertschöpfung. Innovationstheologische Seitenblicke auf Betriebswirtschaftslehre und Zweites Vatikanisches Konzil, in: KNAPP/SÖDING (Hg.), Glaube, S. 389-404; SELLMANN, Matthias: In sechs Schritten zur pastoralen Innovation. Lernerfahrungen aus der Projekt-Plattform LIGHTHOUSE, in: DERS./Wilhelm DAMBERG (Hg.): Die Theologie und ‚das Neue‘. Perspektiven zum kreativen Zusammenhang von Innovation und Tradition, Freiburg/Br. u. a. 2015, S. 276-308.

gestellt, neu justiert, ausprobiert und umformuliert. Was an anderer Stelle ausführlich beschrieben ist, kann hier nur assoziativ aufgezählt werden.¹⁴ Lokale Leitungsteams auf Gemeindeebene werden geschult und eingesetzt; Hauptamtliche werden ausgebildet in Maßnahmen der Partizipationsermöglichung; Ehrenamtskoordinatorinnen und -koordinatoren werden als neues pastorales Berufsbild eingesetzt; Gemeindereferentinnen und -referenten bekommen Leitungsverantwortung; in bestimmten Diözesen werden Konfliktschlichtungsstellen und Mediatoren eingesetzt, damit Ansprüche nicht willkürlich, sondern geregelt ausgehandelt werden; Prozesse rund um Personalwechsel und -einsatz werden transparenter gemacht; Vermögensposten werden publiziert; synodale Gesprächsprozesse werden initiiert; ausstrahlungsstarke Summer Schools vertiefen „Wege zu einer Kirche der Beteiligung“¹⁵. Im Bistum Aachen entstand das Fortbildungsprogramm „Verantwortung teilen“. In einigen Diözesen wird deutlich stärker subsidiär geplant als früher; dies kann so weit gehen, dass die Räte und Akteure vor Ort selber vorschlagen, wie sie in Zukunft Ressourcen benötigen und einsparen werden. Eine der deutlichsten Partizipationsprozesse waren natürlich die Vorbereitungen auf die Familiensynode des Vatikans mit den anschließend veröffentlichten Befragungen der Katholiken im Vorfeld sowie die kürzlich abgeschlossene Synode im Bistum Trier.

Um das allgemeine Bild noch präziser aufzulösen, hier ein diözesanes Beispiel. Im Bistum Essen experimentiert man gegenwärtig unter anderem mit folgenden Maßnahmen: wie Kirche und Kommunalpolitik enger zusammenkommen; wie man eine moderne Feedback-Kultur in Gottesdiensten aufbaut; wie Kirche in der City als nützlicher erkannt werden kann; wie „normale“ Gläubige in Gottesdiensten nicht nur Texte vorlesen, sondern eigene Ansprachen halten; wie neue Pilgerwege im Ruhrgebiet für die dort lebenden Menschen erschlossen werden; wie man für den Nutzen der Kirchenmitgliedschaft offensiv wirbt; wie man jungen Eltern einen Segen für ihr Neugeborenes anbietet, ohne sie faktisch zur Taufe zu nötigen; wie man Kompetenzzentren für „Tod und Trauer“ errichtet; wie evangelische und katholische Christen ihre Kirchengebäude gemeinsam nut-

¹⁴ Vgl. zum Folgenden *EQUIT*, Thomas: Seelsorge erneuern durch Vision und Partizipation. Strategieprozesse deutscher Diözesen, Würzburg 2011; *SELLMANN*, Matthias: Synodalität und Partizipation. Die Suche nach neuen ekklesialen Stilformen in aktuellen Prozessen der Kirchenentwicklung, in: Joachim *SCHMIEDL*/Robert *WALZ* (Hg.): Die Kirchenbilder der Synoden. Zur Umsetzung konziliarer Ekklesiologie in teilkirchlichen Strukturen, Freiburg/Br. u. a. 2015, S. 296-318; *DERS.*: Humpeln war gestern. Ambitionierte Veränderungsprozesse im deutschen Katholizismus, in: *Herder Korrespondenz* 11 (2015), S. 573-576. Die folgenden Ausführungen zitieren teilweise aus den beiden letztgenannten Texten.

¹⁵ Vgl. *HENNECKE*, Christian/*VIECENS*, Gabriele: Der Kirchenkurs. Wege zu einer Kirche der Beteiligung, Würzburg 2016.

zen; wie Pop-Kantoren das kirchenmusikalische Angebot bereichern; wie sogenannte „Laien“ Gemeinden leiten; wie man Innovationsprozesse durch Gründerbüros systematisch unterstützt und vieles mehr.

Diese Einzelbeobachtungen erlauben die These: Große Teile des deutschen Katholizismus stellen gegenwärtig spürbar und organisationswirksam um auf eine Selbststeuerung durch Partizipation. Es ereignet sich ekklesiologisch der Kairos einer Neuentdeckung im Stil kirchlich und nichtkirchlich verfassten Christseins: Die Kirchenentwicklung zielt auf ein Konzept lokaler Selbstorganisation, das durchlässig ist für die nächst höheren Ebenen und mit diesen im großen pastoralen Raum vital vernetzt wird. An einer Aktivierung und einer Nutzung des als grundlegend erkannten Glaubwürdigkeitskriteriums von Partizipation scheint kein nachhaltiger Weg der Kirchenentwicklung vorbei führen zu können.

All dies erreicht im Moment vor allem die Planungseliten und die besonders Engagierten in den Gemeinden und Verbänden. Es zeigt sich aber ein strukturell gestützter Umschwung der Kultur, der das katholische Leben für alle dauerhaft verändern wird.

2.2. PARTIZIPATIONSOFFENHEIT DER PROGRAMMATIK

Auch die administrative und theologische Programmatik bestätigt diesen Befund. Als wichtigste orientierende Schrift sei nur das aktuelle Wort der deutschen Bischöfe „zur Erneuerung der Pastoral“ mit dem Titel „Gemeinsam Kirche sein“ genannt.¹⁶ Das Papier intendiert die Überwindung einer bestimmten „Zweistufenethik“ innerhalb des kirchlichen Alltags, also einer zu starken Betonung der ständischen Differenzierung von Klerikern einerseits und Laien andererseits sowie der funktionalen Differenzierung von professionellen Hauptamtlichen einerseits und Ehrenamtlichen andererseits.¹⁷ Das Ziel müsse – daher auch der Titel – eine gemeinsam aufgebaute Kirche sein, eine integrale Wirklichkeit. Kirche, so heißt es, geht nicht aus der Abgrenzung gegeneinander, sondern aus der Beziehung zueinander hervor. Eine in diesem Sinn integrale Kirche würde man vor allem daran erkennen, dass sie alle internen und auch sinnvollen Differenzierungen produktiv überwindet auf ein ihr selbst gegenüberliegendes gemeinsames Drittes: die Menschen von heute, vor allem die Armen und Bedrängten aller Art, wie es in der berühmten Eingangsformel von „Gaudium et spes“ heißt.

Woher aber können diese Gemeinsamkeit kirchlicher Identität und die Überwindung zu stark betonter ekklesialer Differenzierungen kommen? Das Dokument gibt hierzu in sechs Kapiteln sechs Antworten. Sie alle bringen interessante

¹⁶ SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Hg.) (= Die deutschen Bischöfe Nr. 100), vom 1.8.2015, Bonn 2015.

¹⁷ Vgl. ebd., S. 11: „Nicht wenige Gläubige halten der Kirche fundamentale Mängel vor. [...] Andere weisen auf den Mangel an Beteiligung in der Kirche [...] hin.“

Informationen, wie man heute „Kirche baut“. Und sie alle bewegen sich ersichtlich in der Ellipse zwischen Partizipation und Führung. In Kapitel 1 erinnert der Text an die Vision von ‚Lumen Gentium‘, dass alle Glieder der Kirche die eine und gemeinsame Berufung zur Heiligkeit haben, die in der Taufe gestiftet wird. Hierin, in dieser Grunddrift allen Christseins, gibt es keine qualitativen Unterschiede im Kirchenvolk. Kapitel 2 nimmt den derzeit vieldiskutierten und hochgradig ambitionierten Vorschlag auf, Kirche von den Charismen der Getauften und Gefirmten her neu zu denken und zu gestalten. Kapitel 3 richtet alle Berufungen und Charismen aus auf den Sinn von Kirche, der in ihrem Dienst für die „Welt“ liegt und somit über sie hinausgeht. Kapitel 4 thematisiert, wie das ‚Besondere‘ Priestertum aus Lumen Gentium 10 eingebunden ist in das ‚Gemeinsame‘, woraus dann das Kapitel 5 über die „Leitung in der Kirche“ ein Zueinander der Partizipation Vieler und der „repraesentatio Christi“ des Priesters erschließt. Gleichzeitig werden die neueren Modelle ehrenamtlicher Leitung durch getaufte, nichtgeweihte Männer und Frauen sowie die vielen synodalen und verbandlichen Leitungsmodelle auf den verschiedensten Ebenen gewürdigt. Kapitel 6 richtet den Blick auf den Wandel der Pfarrei- und Gemeindestruktur. Diese sollen sich zu einer „Gemeinschaft von Gemeinschaften“ wandeln, in der die einzelnen Beteiligungsoptionen maximal ausgeschöpft werden.

Man sieht: Auch aus der Perspektive des bischöflichen Leitungsamts führt kein Weg daran vorbei, die bipolare Spannung aus ‚participatio‘ und ‚repraesentatio‘ fruchtbar zu machen für eine Kirche, die über sich hinauswächst, Lernprozesse integriert und ihrer Sendung treu bleibt. Auch hier also, bei aller fälligen Diskussion über das Papier: Bewegung, Aufmerksamkeit, Reaktionswille – und kein resignatives Seufzen über zu viel *Change*. Dieses Papier ist ein bemerkenswertes Dokument für den Willen zu mehr Partizipation.

2.3. KIRCHENRECHTLICHE IRRITATIONEN

Allerdings: Wer genau hinschaut und liest, der erkennt sofort das grundlegende Problem: Katholische Kirche ist offenbar architektonisch so gebaut, dass Partizipation erst mit einem gewissen Aufwand proklamiert und ermöglicht werden muss; offenbar bedarf es eines programmatischen Willensaktes „von oben“, um alle Bemühungen um eine partizipative Kirchenkultur zu bestätigen; offenbar muss explizit gemacht werden, dass man im Bedarfsfall auch anders könnte als partizipativ und dass auch dies noch katholisch wäre. Wer ganz von fern kommt, würde ja doch sehr staunen, wenn er den Titel des Bischofswortes lesen würde: „Gemeinsam Kirche sein“. Man käme als religiös Unmusikalischer doch im Traum nicht darauf, dass mit dem „gemeinsam“ nicht etwa Christen und Atheisten oder Christen und Muslime oder katholische und evangelische Christen ge-

meint sind – sondern Laien und Kleriker, Getaufte und Geweihte! Dass ein eigenes Papier geschrieben werden muss, welches die Gemeinsamkeit von Gläubigen und Hauptamtlichen betont, ja mitunter beschwört – das zeigt im Umkehrschluss, dass die Vision einer partizipativen Kirche noch sehr frisch und ungewohnt zu sein scheint.¹⁸ Und tatsächlich zeigen sich ja auch verschiedenste Sollbruchstellen und Trübungen des bisher so positiv gezeichneten Zusammenhanges einer Kirche, die Partizipation lernt. Auch dies ist reich dokumentiert und braucht hier nur kurz angespielt zu werden.

In der diözesanen Zeitschrift „Impulse für die Pastoral“ aus Freiburg schreibt der dortige Kirchenrechtler Georg Bier einen derart unmissverständlichen Artikel zum Thema „Die Beteiligung der Laien an der Sendung der Kirche. Eine Bestandsaufnahme aus kirchenrechtlicher Sicht“, dass die Redaktion ihn wie folgt einleitet:

„Welchen Raum eröffnet das Kirchenrecht für Laien in der Kirche, wenn Beteiligung aktive Mitwirkung meint, womöglich sogar [sic!] Einflussnahme auf Entscheidungen? Der Befund, den der Autor aufzeigt, ist ernüchternd. Abgesehen von dem engen Bereich der Vermögensverwaltung beschränkt sich die Beteiligung der Laien an Entscheidungsprozessen, denen auch eine Bedeutung zukommt [sic!], allenfalls auf eine Beratung der Entscheidungsträger. Das Kirchenrecht lässt keinen Raum für demokratische Strukturen in der Kirche, die diese Bezeichnung auch verdienen würde.“¹⁹

Diese Einschätzung, die von anderen kanonischen Stimmen ganz geteilt wird²⁰, ist nicht ohne Würze, bedenkt man, dass es der Freiburger Erzbischof Robert Zollitsch war, der den bundesweiten Dialogprozess „Im Heute glauben“ angestoßen hat, in dem es ausdrücklich auch um die Anfrage ging, „in der Kirche eine größere

¹⁸ Ein weiteres Beispiel: Vor mir auf dem Schreibtisch liegt das originelle Buch von FENDRICH, Herbert u. a. (Hg.): Wenn Laien zu Wort kommen. Ein außergewöhnlicher Dienst, Freiburg/Br. u. a. 2015. Insider wissen: Es geht um die sogenannte Laienpredigt. Was aber muss ein kirchlicher Outsider bei diesem Titel denken: dass Laien in der Kirche sprechen, sei außergewöhnlich! Wie sollte man ihm oder ihr vermitteln können, dass eine solche Frage heute noch ein ganzes Buch füllen kann?

¹⁹ BIER, Georg: Die Beteiligung der Laien an der Sendung der Kirche. Eine Bestandsaufnahme aus kirchenrechtlicher Sicht, in: Impulse für die Pastoral 1 (2015), S. 23-27, hier S. 23. Es ist zu betonen, dass Bier hier in weitesten Teilen schlicht den Rechtsstand dokumentiert und sich Bewertungen weitestgehend enthält.

²⁰ Vgl. nur RIEDL, Gerda: Die Laien, in: Stephan HAERING u. a. (Hg.): Handbuch des katholischen Kirchenrechts, Regensburg 2015, S. 302-312, v. a. die Aufzählung der Mitwirkungsrechte, die allesamt nicht den Entscheidungsbereich tangieren, S. 310f.

Möglichkeit der Mitbestimmung über die schon bestehende Räte- und Gremienstruktur hinaus²¹ zu realisieren. Inzwischen ist dieser Dialogprozess beendet. In der Abschlussdokumentation heißt es unter dem Titel „Participatio: Für eine Kirche der Teilhabe“:

„Die Kirche in unseren Breiten hat [...] den Übergang von einer priesterzentrierten zu einer partizipativen Kirche [...] noch lange nicht geschafft. [...] Die Möglichkeit zu echter Teilhabe an der Gestaltung der Kirche, die konkrete Mitwirkungsrechte und eigenverantwortliches Entscheiden einschließt, bleibt somit ein Ziel der kirchlichen Erneuerung.“²²

Ein solches Votum ernüchert und motiviert zugleich. Denn schon der performative Akt, einen Zustand der nicht realisierten Partizipation öffentlich zuzugeben, eröffnet ja schon die ersten Chancen von Teilhabe und ist ein enormer Fortschritt gegenüber einem Szenario, in dem genau diese Diagnose nicht öffentlich zugänglich geteilt wird. Und übrigens ist ja auch noch gar nicht gesagt, ob bereits von Seiten der Gläubigen erkannt wurde, dass Partizipationsrechte auch immer Partizipationspflichten beinhalten. Der Weg aus der priesterzentrierten Versorgungspastoral in eine pastorale Selbstorganisation ist ja alles andere als bequem oder gewohnt. Empirische Einblicke in Gemeinden und Pfarreien berechtigen eher nicht zu der Hoffnung, dass man vor Ort schon in kritischer Masse zu einem echten Veränderungslernen bereit wäre.²³ Trotzdem: In der Sache wird es weiter darum gehen müssen, übliche Standards von Partizipation²⁴ nur dann nicht zu unterbieten, wenn dies nicht begründet werden kann.

Genau diese Frage aber leitet über zur dogmatischen Problematik.

²¹ DEUTSCHE BISCHOFSKONFERENZ (Hg.): Faltblatt „Im Heute glauben“. Wort der deutschen Bischöfe an die Gemeinden, verabschiedet am 17.3.2011; vgl. www.dbk.de/fileadmin/redaktion/diverse_downloads/presse/2011-044_An1_1-Brief_an_die_Gemeinden.pdf [Zugriff: 30.06.2016].

²² SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Hg.): Im Heute glauben. Überdiözesaner Gesprächsprozess „Im Heute glauben“ 2011-2015. Abschlussbericht, Bonn o.J. (2016), S. 13; vgl. www.dbk-shop.de/media/files_public/qrtrtrukcv/DBK_Im-heute-glauben-2015.pdf [Zugriff: 30.06.2016].

²³ Hier sei auf die vielfältigen Feldprojekte des ZAP verwiesen, die in Kooperation mit verschiedenen deutschen Diözesen unternommen werden; Infos unter www.zap-bochum.de; ausführlich ebd. in der Schriftenreihe „ZAP-workingpapers“.

²⁴ Diese betreffen ja bei weitem nicht nur Laien gegenüber Geweihten. Auf die Agenda der Partizipation gehört z. B. auch die Rechtsstellung des Priesters gegenüber dem Bischof und dessen Administration; die Frage der Personalauswahl für Leitende Ämter oder die weitergehende Transparenz der Vermögensverwaltung und -verwendung.

2.4. DOGMATISCHE IRRITATIONEN

Die Frage „Wie lernt Kirche Partizipation – und von wem?“ wäre ja nur sehr oberflächlich beantwortet, würde man den Kirchenleitungen und dem Kirchenrecht unterstellen, grundlos die normativen Standards bürgergesellschaftlicher Partizipation zu irritieren. Das Niveau der Argumentation hat auch längst den Niedrigstand verlassen, nach dem einfach proklamiert wurde: „Die Kirche ist eben keine Demokratie.“ Autoritätsargumente sind intellektuell sehr leicht auszuhebeln und leben aus einer Sanktionsmacht, die Kirche schon lange nur noch denen gegenüber hat, die aus kirchenbezogenen Einnahmen leben.

Vielmehr greift hier ein zutiefst theologischer Grund, der soziologisch gut erklärbar ist und hier sogar höchste Plausibilität hat. Es ist schlicht zu bedenken, dass religiöse Organisationen keine typischen Organisationen sind, was sich unter anderem deutlich daran zeigt, wie sie mit ihren Mitgliedern und der mit ihnen gegebenen Meinungspluralität umgehen. Religionssoziologisch gilt es sogar als typisch, dass religiöse Organisationen in zentralen Fragen gerade keine Mehrheitsentscheidungen treffen *können*:

„Religiösen Organisationen steht es damit nicht einfach frei, ihre zentralen Strukturen qua Entscheidung zu ändern. Der Funktion des Religiösen könnte das im Kern widersprechen, nämlich da, wo Kontingenz gerade an der Stelle geltend gemacht würde, wo es sie zu neutralisieren gilt.“²⁵

Der bekannte Pastoralsoziologe Karl Gabriel hat diesen Zusammenhang in anschauliche Begriffe gerahmt, wenn er davon spricht, dass religiöse Organisationen nicht nur einer Einflusslogik (Bezugssystem Gesellschaft) und einer Mitgliedschaftslogik (Bezugssystem Gläubige) folgen müssen, sondern drittens auch noch einer Ursprungslogik (Bezugssystem Dogmatik, Botschaft, Tradition). Das Ausartieren dieser drei jeweils für sich unaufgebbaren Perspektiven schafft zum einen die spannungsvolle Attraktivität und Typik religiöser Organisation; sie führt aber auch in Aporien, wenn ein Pol der Trias zu dominant wird.

Auf die Ebene von Partizipation gehoben, heißt das, dass auch Beteiligungsformen nicht einfach aus gesellschaftlichen Erfahrungen oder aus Lobbyinteressen bestimmter Mitglieder kopiert werden könnten oder müssten. Vielmehr liegt gerade der Reiz von Pluralität darin, dass religiöse Gebilde eigene Formen finden werden, die es ihnen gestatten, sowohl den normativen Standards der umliegenden Gesellschaft wie den Bedürfnissen der Mitglieder wie der gegebenen Tradition zu entsprechen.

Was aber ist dieser inhaltliche Punkt, der die Ursprungslogik affiziert (Gabriel) und der nicht kontingent erscheinen darf (Petzke/Tyrell), soll der religiöse

²⁵ PETZKE, Martin/TYRELL, Hartmann: Religiöse Organisationen, in: Maja APPELT/Veronika TACKE (Hg.): Handbuch Organisationstypen, Wiesbaden 2012, S. 275-306, hier S. 290.

„Kern“ als unverfügbarer und gleichwohl kommunizierbarer Geltungsanspruch bewahrt bleiben? Was entzieht sich einer monodimensionalen Idee von Partizipation? Auch dieser Punkt kann hier nur angetippt werden. Trotzdem wäre aber jedes Reden über Partizipation als Kirchenentwicklung verfehlt, erreichte es nicht auch diese fundamentaltheologische Dimension, die nachvollziehbare Gründe dafür liefert, innerhalb der Kirchenorganisation eine – zunächst – von Partizipationsansprüchen freizuhaltende Hierarchie zu bilden.

Klassisch argumentiert geht es um die Bewahrung und Sicherstellung der schlichten Einsicht, dass der Glaube vom Hören kommt und zum Hören drängt (Röm 10,17). Ursprungslogisch festzuhalten ist, dass in der religiösen Transzendenzbeziehung eine unverfügbare Instanz einseitig in die Initiative geht, um den Glauben beim Subjekt zu wecken. Dieses soll gerade dadurch zur Transzendenz befreit und befähigt werden, dass es (zunächst) keine Eigenanteile in diese Beziehung einbringt, schon gar nicht ursächlich. Es geht um eine wie auch immer sicherzustellende Souveränität Gottes (oder hier synonym zu setzen: des Heiligen, des Sakralen, des zu Verehrenden, der Energie usw.) im Geschehen der Glaubenskommunikation. Damit wird die Beziehung Gott-glaubender Mensch asymmetrisch – und dies gerade wegen des autonomen Freiraums, den der Glaubende aus der Glaubensbeziehung erwerben soll. Das grundlegende und hier natürlich extrem verkürzte Argumentationsfigur²⁶ leuchtet ein und ist ja auch nicht nur für den katholischen Religionstyp erkennbar: Generell behaupten viele Religionen und Glaubenssysteme eine für die Mehrheit unzugängliche heilige Sphäre, die nicht durch Eigeninteressen korrumpier- und manipulierbar ist, die erstinitiativ auf jene ausstrahlt, die sich ihr nähern und die gerade dadurch zu eigener Lebensführung befähigt, weil sie sich von der Zone des Immanenten radikal abtrennt.

So plausibel solch ein Schema ist, so offensichtlich ist auch das Partizipationsproblem auf der organisatorischen Ebene der Religionsausübung. Denn viele religiöse Glaubenssysteme lösen das skizzierte Souveränitätsproblem damit, dass auch bestimmte institutionelle und pragmatische Handlungsbereiche dem Zugriff der Vielen entzogen werden. Man spricht von „Invisibilisierung“ als Schutz religiöser Inhalte vor der für sie tödlichen Zone der Beliebigkeit und der Manipulierbarkeit. Man bildet um die Zone des Unverfügbaren bestimmte Funktionen und Rollen aus, bestimmte nur sehr schwer interpretierbare Rechts- und Lehraussagen oder definiert bestimmte rituelle Praxen als prominente Zugangsweisen auf das

²⁶ Das ist natürlich klar: Angesprochen ist hier ein Großzusammenhang, den sowohl Theologie wie Religionswissenschaft zu beackern haben und der hier auf eine Miniatur zusammenschrumpft. So unzulässig die obigen Sätze für eine exaktere Analyse bestimmter religiöser Systeme ist, so sehr verfolgt sie nur die eine Intention: an die Souveränitätsfigur zu erinnern, die mindestens in personal verfassten religiösen Akten zu sichern ist.

Geheimnis. So entstehen u. a. sakrale Bezirke, göttliches Recht, Unfehlbarkeit von Aussagen oder meritokratisch gefundene Besetzungen von Positionen. Diese Aussagen können weder den Reichtum dogmatischer und kanonistischer Wissenschaft auch nur andeuten, noch das Typische der katholischen Lösung des Souveränitätsproblems erfassen. Es geht nur um die Rehabilitierung des Rechts jeder religiösen Gemeinschaft, auf für sie anspruchsvolle, d. h. ursprungslogische Weise partizipativ sein zu dürfen; und um die Grundstruktur der Herausforderung, die bei der Lösung der jeweiligen Partizipationsprobleme nicht aus dem Blick geraten darf.

Wenn es beispielsweise darum geht, partizipative Rechte in katholischen Mitwirkungsgremien zu aktivieren, dann wird man sehr wohl einklagen dürfen, dass einem der Stand der dort aktivierten Rechtspositionen unzulänglich und inkompatibel mit den sonst bürgergesellschaftlich genossenen Rechten zu sein scheint. Sucht man aber eine innovative Lösung für neue Gremienmodelle, muss beachtet werden, wie die Leitungssouveränität des Pfarrers als die zum Ausdruck zu bringende fundamentale Asymmetrie des Glaubensgeschehens symbolisiert werden kann. Hierzu abschließend einige Vorschläge.

3. KIRCHE LERNT PARTIZIPATION: THESEN ZU EINER KIRCHEN- ALS TEIL EINER GESELLSCHAFTSENTWICKLUNG

Teil eins hatte ein Fünferschema entwickelt, das den normativen Status von Partizipation präzisieren konnte. Um Vorschläge für eine aus der Bürgergesellschaft lernende partizipative Kirchenentwicklung zu machen, wird dieses hier noch einmal aufgerufen. Teil zwei hatte einige Kontexte dazu skizziert, die bei diesen Lernadaptionen zu beachten sind. Die folgenden abschließenden Bemerkungen haben in keiner Weise Anspruch auf Vollständigkeit, sondern wollen schlicht auf der einen Seite das gefundene Schema methodisch nutzen und auf der anderen Seite einen anspruchsvollen Lernvorgang partizipativer Pastoral mit konkreten Beispielen illustrieren und inspirieren.

3.1. DAS *GEMEINSAME* KIRCHLICHE LEBEN: GLÄUBIGE WOLLEN SEHEN, DASS AUTORITÄT UND LEITUNG IHRE SELBSTWIRKSAMKEIT SICHERT, VERMEHRT UND SYMBOLISIERT.

Dieser Punkt plädiert in deutlicher Weise für eine sehr hohe Sensibilität hinsichtlich subsidiärer Dezentralisierung der Kirchenorganisation. Papst Franziskus hat Hoffnungen auf eine stärkere Einbeziehung der Ortskirchen geweckt. Synoden und synodale Prozesse können solche Leitungssignale partizipativer Art senden. In Gremien, in denen die Geweihten jeweils Letztentscheidungs- und Vetorechte

genießen, könnte es ein erster Akt der Partizipationseröffnung sein, wenn diese sich transparent und öffentlich selbst dazu verpflichten, den Mehrheitsentscheidungen zu folgen, sofern keine Materien der Glaubens- und Sittenlehre nachvollziehbar tangiert sind.

Ein ebenfalls starkes Signal für mehr Mitwirkung und -entscheidung Vieler in den Ortskirchen wären Befristungen von Kirchenämtern. In der Kirchengeschichte wurde auch immer wieder die Bedeutung der Akklamation für eine Amtswahl gegeben, und zwar durch die, die von der betreffenden Person in Zukunft geführt und repräsentiert werden sollten. Eine inspirationsstarke Beispiel folie für solche Innovationen liegt in den Abtswahlen bestimmter Ordensgemeinschaften vor.

3.2. DAS *GERECHTE* KIRCHLICHE LEBEN: GLÄUBIGE WOLLEN GLEICHBERECHTIGT IN DIE GESELLSCHAFTLICHEN TEILHABECHANCEN INKLUDIERT WERDEN.

Diese Gerechtigkeitsdimension von Partizipation berührt natürlich in intensiver Weise die Frage der Zulassung von Frauen zu den an die Weihe gebundenen Funktionen. Hier liegt eine enorme offene Flanke, auch, weil die einschlägige theologische Argumentation eher formal als material gedeckt scheint. Das oben skizzierte Souveränitätsproblem fordert jedenfalls nicht die Lösung, dass nur geweihte Männer die Asymmetrie des Glaubensaktes symbolisieren – dies wäre auch mit geweihten Frauen plausibel kommunizierbar. Der oben erwähnte Gesprächsprozess innerhalb der deutschen Kirche hat diese offene Frage deutlich markiert.²⁷ Die Maßnahmen der Erhöhung des Frauenanteils an leitenden und mittleren Stellen in Ordinariaten und Generalvikariaten; die intensive Frage nach dem Diakonat der Frau; die Überlegungen zur Zulassung zum Predigtamt oder die Entwicklung geschlechterübergreifender Personalentwicklungskonzepte sind glaubwürdige Schritte in eine Richtung, die den Partizipationsdruck der umgebenden Bürgergesellschaft abmildern können.

3.3. DAS *GUTE* KIRCHLICHE LEBEN: GLÄUBIGE WOLLEN EINE KULTUR ALS ZEICHENVORRAT FÜR IHRE JE EIGENEN UNVERWECHSELBAREN NARRATIVEN ERZÄHLUNGEN NUTZEN.

Die Diskussion um eine partizipative Kirchenentwicklung kommt durch diesen Punkt in eine sonst wenig beachtete Dimension. Leitung von Kirche muss beachten, dass man sich nicht nur von Gott kein festgefügtes Bild macht, sondern auch von der Kirche nicht. Soll heißen: Aus partizipationstheoretischen Überlegungen muss das Katholische dringend davor bewahrt werden, ästhetisch, kulturell oder

²⁷ Vgl. SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Hg.), *Im Heute glauben*, S. 30-32.

personell von nur wenigen Schemata dominiert zu werden. Gerade die fruchtbare Debatte um eine aufzusprengende Milieuverengung der katholischen Kirche hat gezeigt, wie fatal es wird, wenn man seine narrative Identität als Katholik/in nicht aus dem vollen Zeichenvorrat der je möglichen Weisen der Jesus-Nachfolge speisen kann, sondern in fremde religiöse Stilwelten hineingezwungen wird. Der Milieuforscher Michael N. Ebertz hat nicht gezögert, in diesem Fall von ästhetischer Ausschließung zu sprechen.²⁸ Es hat deutlich mit Partizipation zu tun, dass man seine eigene Weise des guten katholischen Lebens stilisieren und habitualisieren darf, ohne vorschnell auf unbegründete, aber dominierende Geschmacksdogmen zu treffen. Zu unterstreichen ist außerdem, dass das oben skizzierte Souveränitätsproblem keinerlei stilistische Vorgaben macht, wie das Unverfügbare symbolisch zu kommunizieren hätte. Wer glaubt, so richtig werde das Unverfügbare des katholischen Glaubens nur mit Weihrauch, in einer Kathedrale und einem Pontifikalamt symbolisch gesichert, der setzt sich jedenfalls anstrengenden theologischen Nachfragen aus.

3.4. DAS *ERFÜLLTE* KIRCHLICHE LEBEN: GLÄUBIGE WOLLEN SICH ZUM WOHL ANDERER ENGAGIEREN

Die Lernchancen in diesem vierten Punkt liegen in der Adaption aller bürgerschaftlichen Erkenntnisse über Ehrenamtsmanagement, Corporate Volunteering oder bürgerschaftlicher Engagementsteuerung. Kirchliche Organisationen sollten an Professionalität und Präzision ihren nicht-kirchlichen Partnern vergleichbar sein. Die Bürgergesellschaft ist voll von Einsichten und Tools in Sachen Engagementförderung. Es wird spannend sein, diese im innerkirchlichen Bereich auszutesten – was ja vielerorts bereits geschieht. Gemeint sind Matching-Systeme, der Aufbau von Feedback-Kultur, die Einführung von Qualitätskontrollen und Monitoring der Aktivitäten, von Wertschätzungsstrukturen und Rekrutierungskampagnen usw.

Gerade die aktuelle Konjunktur des Charismenbegriffes in der kirchenbezogenen Ehrenamtsarbeit sollte nicht zu einer Romantisierung oder Idealisierung des Engagements führen. Dieses ist eine Form der Bereitstellung von Partizipationsstruktur, keine gnädige Gewährung von Teilhaberechten oder gar eine spirituelle Verschnörkelung der Tatsache, dass Ehrenamtliche in die Lücke fehlender Hauptamtlicher stoßen mögen.²⁹

²⁸ Vgl. nur EBERTZ, Michael N.: Aufbruch in der Kirche. Anstöße für ein zukunftsfähiges Christentum, Freiburg/Br. u. a. 2003², S. 102-115; vgl. DERS.: Hinaus in alle Milieus? Zentrale Ergebnisse der Sinus-Milieu-Kirchenstudie, in: DERS./Hans-Georg HUNSTIG (Hg.): Hinaus ins Weite. Gehversuche einer milieusensiblen Kirche, Würzburg 2008, S. 17-34.

²⁹ Vgl. nur MOOSBURGER, Stefan: Charisma und Kirchenentwicklung oder: Wie geht eine Charisma-first-Strategie konkret?, in: Lebendige Seelsorge 6 (2014), S. 403-408.

3.5. DAS KREATIVE KIRCHLICHE LEBEN: GLÄUBIGE WOLLEN NEUES SCHAFFEN

Als fünfter Punkt wäre Partizipation als Startpunkt für Innovation zu kultivieren. Dies bedeutet ganz allgemein den Aufbau einer ideen-, nutzer- und fehlerfreundlichen kirchlichen Binnenkultur. Ziel ist es, mit der Innovationsökonomie gesprochen, die „Verbreiterung der Löserbasis“³⁰ zu erreichen: also mehr Perspektiven, mehr Parteien, mehr Stimmen auf eine konkrete Herausforderung hin auszurichten. Wie so etwas geht, ist aus nicht-kirchlichen Sektoren gut bekannt und kann innerkirchlich schlicht nachgemacht werden.

Um nur ein Beispiel zu nennen: Aus der Unzufriedenheit der Kunden macht die Innovationsökonomie eine Ressource. Denn hier zeigt sich Energie, Identifikation und potenziell auch eine Verbesserung möglicher Produkte. In der „Interaktiven Wertschöpfung“ sind daher sogenannte „*Lead User*“ wertvolle Informanten und Kooperationspartner. Gemeint sind unzufriedene Kunden, die ein gegebenes Produkt so auf ihre Zwecke hin kreativ verändern, dass es ihnen morgens sehr viele Leute nachmachen werden. Jener Mann etwa, der als erster keine Lust mehr hatte, den Koffer auf den Bahnsteig zu schleppen und daher die Rollschuhe seiner Tochter darunter montierte, ist ein *Lead User*. Er erfand so den Trolley und wurde für kofferproduzierende Firmen zu einer äußerst wertvollen Bekanntschaft.³¹

Auch das, oder besser – gerade das ist Partizipation: Unzufriedenheit mit kirchlichen Präsenzen nicht beleidigt oder abwertend abblocken, sondern einbinden in die Frage: Wie kann’s besser gehen? Wenn es Leute gibt, die kreativ Koffersituationen verbessern, dann wird es auch welche geben, die Ideen haben für neue Gremienmodelle innerhalb der Kirche, für neue Formen von Gemeindeleitungen, für ko-kreative Entscheidungsprozesse oder für den Aufbau experimenteller Projektkultur.

³⁰ Vgl. SELLMANN, Matthias: „Verbreiterung der Löserbasis“. Ein neuer Blick auf das kirchliche Ehrenamt, in: Herder Korrespondenz 3 (2014), S. 138-143.

³¹ Der Import von innovationsökonomischen Erkenntnissen in die Pastoral ist eng mit der Person von Florian Sobetzko verbunden. Vgl. nur DERS.: Interaktive Wertschätzung. Kirche innovationsgerichtet führen, in: Lebendige Seelsorge 3 (2014), S. 160-166 sowie neuerdings: DERS./HAHMANN, Ursula: Die Ecclesiopreneurship Canvas. Die Gründerleinwand für pastorale Innovationen, in: futur 21 (2016), abrufbar unter: www.futur2.org/article/die-ecclesiopreneurship-canvas/ [Zugriff: 30.06.2016].